



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Cohn, Emil: Kriegerische Volkspoesie : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Kriegerische Volkspoesie

Von Dr. Emil Cohn-Bonn

(Schluß)

Bald begann die trost- und freudlose Zeit des dreißigjährigen Krieges. Die tiefe politische und kirchliche Entzweiung, in der aller Nationalstinn zugrunde ging, mußte natürlich auch das Kriegshandwerk herunterbringen, so weit es noch herunterzubringen war. „Deute war der unsichere Gewinn, für den der Soldat sein Leben einsetzte, auf sie zu hoffen, die traurige Poesie, die ihn in verzweifelter Lage aufrecht erhielt.“ (Gustav Freytag.) Daß bei solcher Seelenverwüstung keine sangbare Art entstehen konnte, und das, was entstand, bis auf dürftige Trümmer verklungen ist, ist verständlich. Zudem machte sich damals unter fremdländischem Einfluß eine sonderbare Art von Kriegsdichtung geltend, eine verschnörkelt „alamodische“ Poesie, die mehr galant als soldatisch war, und in der Gott Amor öfter eine größere Rolle spielte, als der dräuende Kriegsgott Mars. Nur selten finden wir ein so forsches und schneidiges Lied wie das der Mansfeldischen über den Sieg bei Wiesloch im Jahre 1622:

Wir haben den Tilly aufs Haupt geschlagen
Und tät'n ihn aus dem Felde jagen,
Der Schimpf, der wird sich machen,
Mit Gottes Hülf und unserm Schwert
Ihm teuer gemacht sein Lachen — ja Lachen.

Es gab ein blutig Retirad,
Dabei auch noch gar mancher hat
Sein jung frisch Leben verloren,
Den nun sein Mütterlein beweint,
Die ihn in Schmerzen geboren — geboren.

Im allgemeinen aber kam man über Schimpf- und Spottverse nicht hinaus. So fangen die Schwedischen nach dem Siege über Tilly bei Breitenfeld (1631):

Zeuch, Fähler, zeuch,
Balde woll'n wir'n Tilly dreschen,
Woll'n ihm geb'n in Kraut zu fressen.
Zeuch, Fähler, zeuch.

Fleuch, Tilly, fleuch,
Aus Untersachsen nach Halle zu,
Zum neuen Krieg kauf neue Schuh'
Fleuch, Tilly, fleuch.

Fleuch, Tilly, fleuch,
Das Konfekt ist vergiftet worden,
Du bist nun in der Hasen Orden,
Fleuch, Tilly, fleuch

Es schien, als wäre der Stern soldatischen Sanges am Erblaffen. Wie wir aber manchmal wie durch ein Wunder im dürresten Land die blaueste Blume finden, so haben uns jene trostlosen Tage doch ein Lied gesungen, das golden nicht nur den Sang dieser, sondern aller Zeiten überstrahlt, das Soldatenlied aller Soldatenlieder, mit dem noch heute bei uns die Tapferen im Felde begraben werden:

Kein selger Tod ist auf der Welt,
 Als wer vorn Feind erschlagen,
 Auf grüner Heid', im freien Feld
 Darf nicht hör'n groß Wehklagen;
 Im engen Bett sonst einer allein
 Muß an den Todesreihen,
 Hier aber findt er Gesellschaft sein,
 Fall'n mit wie Kräuter im Maien;
 Ich sag' ohne Spott,
 Kein selger Tod
 Ist in der Welt,

Als wer da fällt
 Auf grüner Heid',
 Ohn' Klag und Leid;
 Mit Trommeln Klang
 Und Pfeifen Gesang
 Wird man begraben,
 Davon wir haben
 Unsterblichen Ruhm.
 Die Helden fromm,
 So setzen Leib und Blut
 Dem Vaterland zu gut.

Der dieses Lied sang, hat auch die Not seiner Zeit empfunden. Er war der erste, der dem Vaterlandsgedanken starken Ausdruck verlieh: die Schwalbe, die noch keinen Sommer machte. Denn die Zeit der Sangesarmut währte noch nach 1648 fort. Wie sollte auch das Herz des Kriegers auf Singen stehen, da das ganze deutsche Land als eine trostlose Ode vor ihm lag, und eine einzige allgemeine Freudlosigkeit die Gemüter beherrschte? Sollte er sein Vaterland besingen, da bei den vielen Kleinstaaten, in die Deutschland zersplittert war, sein Vaterlandsgefühl oft genug nur wenige Quadratmeilen zu umfassen vermochte? Sollte er vom Soldaten und seiner großen Sache singen, da aller Nationalstolz erloschen war? So versank die kriegerische Poesie in der Trostlosigkeit jener Zeit. Ein neuer Aufschwung konnte erst kommen, wenn sich auch das Soldatentum wieder erhob, wenn an irgendeiner Stelle in deutschen Landen ein neuer Geist zu wehen begann, der die schlummernden Reime erloschenen Staatsbürgergefühls zu frischem Leben erweckte. Die Stelle, wo dieses Wunder eintrat, war Brandenburg-Preußen.

Nachdem schon vorher durch die Entstehung des sogenannten Defensionswesens und der Schützengilden der Heeresdienst, wenn auch noch nicht Volksache, so doch schon einigermaßen Bürgersache zu werden begonnen hatte, wurde in Brandenburg vom Großen Kurfürsten zum erstenmal bewußt auf ein Volkshier hingearbeitet. Er erkannte, daß zum Schutze seines Landes und zur Behauptung seiner fürstlichen Autorität eine stehende Truppe unerläßlich war. So schuf er sich diese Truppe, indem er die Anwerbung der Soldaten überhaupt dem Privatunternehmertum spekulationslüfterner Offiziere entzog und durch Heranziehung der Landstände zu einer öffentlichen Sache von allgemeinem Interesse machte.

Was er begann, führten seine Nachfolger, vor allem sein Enkel, Friedrich Wilhelm der Erste, der Soldatenkönig (1713 bis 1740), mit klarem Blicke und fester Hand zu Ende. Nicht nur, daß er durch die Kantoneinteilung des Landes zum Zwecke der Aushebung, das sogenannte Kantonsystem, das stehende Heer Preußens eigentlich erst geschaffen hat, hat er gleichzeitig durch die Einführung des Gleichtritts im Marschieren und des damit verbundenen Drills — beides Erfindungen des Fürsten Leopold von Dessau — Einrichtungen geschaffen, die eine völlige Umwälzung des Soldatentums mit sich brachten. Was aber das seltsamste ist: diese beiden Männer, — der Soldatenkönig, der alle Poesie für Firtelsanz hielt, und der alte Dessauer, der kaum lesen und schreiben konnte — sie beide sind, ohne daß sie es wollten, einfach durch ihr Lebenswerk die Schöpfer des neuen Soldatenliedes geworden, so wie es noch heute von unseren Truppen gesungen wird. Mit ihnen beginnt nach Form und Inhalt eine neue Epoche der kriegerischen Volkspoesie.

Die Landesknechte sangen ihre Weisen am Lagerfeuer oder im Zelt. Jetzt — durch die Einführung des Gleichtritts — kommt der Schrittgesang, die

Marschpoesie auf, zu gleicher Zeit entsteht die moderne Regimentsmusik. Und mit Marschpoesie und Schrittgesang hält der Kehrreim seinen Einzug in die Kriegspoesie. Vor allem aber — und das ist das Wichtigste — wird von nun an die Melodie entscheidend und ist es geblieben bis auf den heutigen Tag. Die Melodie schafft Texte und ändert Texte. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, von Krieg zu Krieg, ja, von Schlacht zu Schlacht wechseln und wandeln sich die Lieder. Der Soldat findet je nach seinen Erlebnissen immer neue Strophen und neue Melodien, ununterbrochen ist das Volk an der Arbeit.

Wie dabei immer die Melodie und nie der Text entscheidet, läßt sich mit zahllosen Beispielen belegen. Die Soldatenlieder unserer Zeit finden wir zu meist in der Urform schon damals vor und können ihre Entwicklung über zahlreiche Varianten, die nur durch verschiedene Melodien erklärbar sind, bis auf die Gegenwart verfolgen. Das Lied, das heute mit Tralali gesungen wird, wird morgen mit Tschingderassa gesungen, und dabei ist es durchaus nicht immer eine neu erfundene, sondern oft eine von einem anderen Marschlied übernommene Weise. Ein schönes Beispiel dafür, das wir täglich auf der Straße hören können und das uns gleichzeitig einen hübschen Einblick in das Schaffen der dichtenden Soldatenwelt gewährt, ist die Form, in der heute mit Gloria Victoria Uhlands herrliches Soldatenlied „Der gute Kamerad“ gesungen wird. Der Soldat und die hintendran marschierende Straßenjugend singen es, indem sie von jeder Strophe den letzten Vers unterschlagen. Das geht ohne erhebliche Sinnentstellung ganz gut, nur bei der letzten Strophe hapert es, die in der neuen Fassung also lautet:

Will mir die Hand noch reichen,
 Derweil ich eben lad:
 Kann dir die Hand nicht geben,
 Bleib du im ewigen Leben — — —
 Gloria, Gloria, — Gloria, Viktoria!
 Mit Herz und Hand, ja, mit Herz und Hand
 Fürs Vaterland!
 Die Vöglein im Walde
 Die singen, ach, so wunder- wunderschön:
 In der Heimat, in der Heimat,
 Da gibts ein Wiedersehn!

So sehr also herrscht die Melodie über das Soldatenlied, daß sie vorhandene Poesie rein um des Textes und der Töne, manchmal auch bloß um des schönen, frohen Kehrreims willen bis zum Unsinn verstümmelt.

Aber nicht nur in der Form, sondern auch im Inhalt trat mit der Zeit des Soldatenkönigs eine entscheidende Wandlung ein. Jetzt konnte wirklich wieder Poesie entstehen: es war eine Sache da, die den Krieger zum Sange begeistern konnte, denn jetzt bewegte ihn nicht mehr ein privates, sondern ein öffentliches Interesse — der Staat. Der Soldat war etwas Soziales geworden, er war nicht mehr der Herr der zerrütteten Welt, dem keine Krone zu hoch saß, sondern ganz einfach des Königs Mann in des Königs Noth.

Diese Wandlung begann freilich erst später auf die Kriegspoesie ihre Wirkung zu üben, aber sie war doch eine notwendige Folge der gerade damals einsetzenden Entwicklung. Fürs erste allerdings ließ der Zwang, den Friedrich Wilhelm bei der Schaffung seines Heeres anwandte, das ungerechte Kantonsystem, das die Reichen vor den Armen bevorzugte, und die grausame Soldatenpresserei keine Freude aufkommen. Soldat sein galt nach Gustav Freytags Worten damals „in Preußen als ein Unglück, im übrigen Deutschland als eine

Schande". Was Wunder, daß auch die Kriegspoesie jener Zeit dieses Unglück widerspiegelt. Von da her stammen denn jene freudlosen und traurigen Lieder von den „unsicheren Kantonisten“ und Deserteuren:

Wo soll ich mich hinwenden	Mit List hat man mich fangen,
In der betrübten Zeit,	Als ich im Bett schlief ein,
An allen Ort und Enden	Strickreiter kam gegangen
Ist nichts als Kampf und Streit.	Ganz leis zu mir herein,
Rekruten findet man,	Sprach: Bruder bist du da?
Sobiel man haben kann:	Ich bin von Herzen froh!
Soldat muß alles werden,	Soldat mußt du nun werden,
Es sei Knecht oder Mann.	Das ist nun einmal so.

Ade nun, Vater und Mutter!
— Ade, mein lieber Sohn!
Mußt dich zur Reif' bequemen
Auf eine Festung schon.
Regiert jetzt in der Welt
Die Falschheit und das Geld;
Der Reiche kann sich helfen,
Der Arme muß ins Feld.

Und wer kennt nicht jenes andere wundervolle, von Brentano später idealisierenderweise umgedichtete Soldatenlied:

Zu Straßburg auf der Schanz,
Da ging mein Trauern an,
Da wollt' ich den Franzosen desertieren
Und wollt es bei den Preußen probieren,
Das ging nicht an.

Eine Stund wohl in der Nacht,
Da habens mich gebracht.
Sie führten mich gleich vor des Hauptmanns

[Haus

O Himmel, was soll werden daraus,
Mit mir ist's aus.

Des Morgens um zehn Uhr,
Stellt man mich dem Regimente vor.
Ich soll da bitten um Pardon
Und bekom' gewiß doch meinen Lohn,
Das weiß ich schon.

Ihr Brüder allzumal
Jetzt seht ihr mich zum letzten Mal.
Verschont mein junges Leben nicht,
Schießt tapfer, daß das rote Blut rauspsrißt,
Das bitt ich euch.

Auch „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt“ gehört in jene Zeit, und die ergreifenden Verse von den Eltern sind gewiß aus dem Leben genommen:

Der Vater, die Mutter,
Die gingen vor's Hauptmanns Haus:
Ach, Hauptmann, lieber Hauptmann,
Gebt uns den Sohn heraus!

Euern Sohn kann ich nicht geben
Für noch so vieles Geld,
Euer Sohn, der muß marschieren
Ins weit und breite Feld. — —

Trotz dieser schmerzlichen Poesie aber hat es doch auch schon damals wieder kräftigere Töne gegeben, und zwar kamen sie immer dann auf, wenn der Soldat sich einen Helden nach seinem Herzen gefunden hatte, für den er durchs Feuer ging: so stammt der frische, frohe Sang vom Prinzen Eugen, dem edlen Ritter, aus jenen Tagen, und es ist nur zu bezeichnend, daß es ein Brandenburger, ein Soldat des alten Dessauer, war, der dieses Lied im Jahre 1717 erfand. Man sieht, es ist nicht die Sache, die ihn begeisterte, — was kümmerte den märkischen Jungen der Türkenkrieg? — sondern die Persönlichkeit. Sang der Märker schon so in fremdem Lande an den fernen Ufern der Donau, wie mußte er erst singen, wenn eine solche Persönlichkeit im märkischen Sande erwuchs und der Kampf für seinen Helden ihm gleichzeitig ein Kampf für die Heimat war?

So verschwand die trübe und resignierte Stimmung wie mit einem Zauber- schlage aus der Soldatenpoesie, als Friedrich der Große (1740 bis 1786) mit

seinen Siegen kam. Diese Siege brachten zum ersten Male wieder patriotische Wärme ins Land und ließen zumal den Soldaten die Härte der Werbung und des Dienstes über dem Stolze, ein preußischer Soldat zu sein, das heißt dem tüchtigsten aller Heere anzugehören, vergessen.

Der König von Preußen hat vieles Geld,
Und auch so schöne junge Leute,
Und daß ich ein preußischer Soldat bin,
Das ist meine einzige Freude.

Dazu kam das noch viel stärkere Gefühl, eben ein Soldat des alten Fritz zu sein. Das galt ihm noch höher als die Ehre, im preußischen Heere zu dienen. Die Persönlichkeit dieses einsamen Monarchen, der trotz seiner herben und verschwiegenen Größe doch, menschlicher als sein Vater, es verstand, zu seinen Soldaten in ein patriarchalisches Verhältnis zu treten, bildete künftig den Mittelpunkt des Soldatenfangs:

Wenn unser Friedrich im Feld für uns steht,
Scheuen die Teufel der Hölle wir nicht.
Mutig zum Kampfe, so rufen die Trom-
peten und Pauken: wer Lust hat, der komm!

Ferner waren da seine Helden und Generale, seine Siege und seine Schlachten, die den Stoff hergaben, überhaupt bekam die ganze Poesie einen anderen Schwung, es gab Töne, wie man sie früher nie gehört:

Die Sonne scheint über die Berge
Am blauen Himmelszelt;
Ha, lustig, ihr Brüder, wir müssen
Jetzt wieder rücken ins Feld!

Friedericus ruft, unser König:
Alles frisch ins Gewehr!
Es wollen so viele Feinde
Auf unsere Preußen daher.

Ostreicher, Russen und Sachsen,
Franzosen, die schwören zum Streit,
Die wollen uns ganz aufressen,
Beigt, daß ihr Kerles seid!

Friedericus, seie nicht bange,
Wir werden schon fertig mit sie;
Tu du uns nur kommandieren,
So pfeffern wir ihnen die Brüh!

Man fühlt geradezu den fröhlichen Pulsschlag, der damals die Soldatenherzen belebte, niemals war die Volkspoesie so reich an lebendigen Schilderungen, niemals so voll von Humor und Frische wie in jener Zeit. Es war eben ein siegendes und sieggewohntes Heer, das sang. Da fanden sie denn zu dem zündenden Hohenfriedberger Marsch die zündenden Worte:

Auf, Anspach-Dragoner, auf Anspach-Bayreuth!
Schnall um deinen Säbel und rüste dich zum Streit!
Prinz Karl ist erschienen auf Friedbergs Höhn,
Sich das preußische Heer mal anzusehn.
Drum, Kinder, seid lustig und allesamt bereit:
Auf, Anspach-Dragoner, auf, Anspach-Bayreuth!

„Haben Sie keine Angst, Herr Oberst von Schwerin!
Ein preußischer Dragoner tut niemals nicht fliehn!
Und stünden sie auch noch so dicht auf Friedbergs Höh',
Wir reiten sie zusammen wie Frühlingschnee.“
Ob Säbel, Kanon, ob Kleingewehr uns dräut:
Auf, Anspach-Dragoner, auf, Anspach-Bayreuth!

Halt! Anspach-Dragoner, halt! Anspach-Bayreuth!
Schnall ab deinen Säbel, laß ab vom Streit!
Denn ringsumher auf Friedbergs Höhn
Ist weit und breit kein Feind mehr zu sehn.
Und ruft unser König, zur Stelle sind wir heut.
Auf, Anspach-Dragoner, auf, Anspach-Bayreuth!

Aber noch einmal kam eine Wandlung: 21 Jahre nach dem Tode Friedrichs des Großen brach sein Lebenswerk zusammen. Es war ein Abstieg und Sturz, wie ihn selten ein Volk erlebt hat. Aber der Gedanke der preussischen Könige war nicht verloren gegangen und, als das Volk aufgestanden und der Sturm losgebrochen, als der Korps niedergedrungen und die Heimkehr vollendet war, da war mit einem Male ein Wunder geschehen: aus dem Königsgedanken war ein Volksgedanke geworden. Durch das preussische Wehrgesetz vom September 1814, das die allgemeine Wehrpflicht und die Organisation der Landwehr bestimmte, war das, was der Große Kurfürst begonnen, der Soldatenkönig mit harten Schlägen in das Herz seines Volkes gehämmert, der alte Fritz durch seine Siege auch dem Kurzsichtigsten klar gemacht, vor allem aber was die Freiheitskriege durch ihre Not als eiserne Notwendigkeit erwiesen hatten, vollendet worden: das Volk in Waffen. Damit aber war nicht nur die volkstümliche Entwicklung des Heeres festgelegt, die 1871 in der Einigung des Reiches ihre Höhe und Vollendung fand, sondern auch die Entwicklung der kriegerischen Volkspoesie ein für allemal bestimmt. Eine Wandlung hat sie seitdem nicht mehr erlebt. Sie wird schließlich zur Volkspoesie im höchsten Sinn des Wortes, zur Poesie des im Heere vereinten Volkes. Hieß es früher: „Friedericus ruft, unser König —“, so hieß es jetzt: „Edles Deutschland, ich muß marschieren, — edles Deutschland ich muß fort!“ mit anderen Worten: das Vaterlandsgefühl gewinnt in der kriegerischen Volkspoesie immer größeren Raum, bis es mit dem Kriege 1870/1871 zum Grundton allen Soldatenanges wird.

Daß aber schließlich Volk und Heer gleichbedeutend und mit dem rapiden Wachstum der Bevölkerung das Volksheer immer mehr zum Massenheer wird, hat noch eine andere Folge. Das Heer ist zuletzt so gewaltig an Umfang, so differenziert an Wehr und Waffen, daß überhaupt nicht mehr das Soldatentum als solches besungen wird, sondern jede Provinz, jede Waffe, ja, jedes Regiment seine Poesie hat. Es gibt heute wohl kaum ein älteres Regiment in deutschen Landen, das nicht sein Regimentslied hätte, und der Stolz auf das Regiment vertritt oft den Stolz auf das ganze liebe Vaterland. Diese Entwicklung ist natürlich nicht über Nacht gekommen, sondern geht schon auf die Zeit der ersten preussischen Könige zurück, wie wir aus dem angeführten Anspach-Drägerlied ersehen können. Mit dem Stolz auf des Königs Rock kommt natürlich auch der Stolz auf die Farbe des Rocks.

Jeder kennt heute die prachtvollen bayerischen Schwalangschelieder, die für diese Art Regimentspoesie typisch geworden sind:

Ist nicht der bayrische Schwalangschel*)
 Weit aus der schönste Soldat?
 Schauts auf den Grenadier,
 Schauts auf den Kanonier,
 Keiner die Schönheit nicht hat, ja hat,
 Keiner die Schönheit nicht hat.

Sitzt doch der bayrische Schwalangschel
 Auf seinem Gaul wie ein Ferscht.
 Reitets den ganzen Tag,
 Hat keine Müß und Plag,
 Nur daß ihn hie und da dercht, ja dercht,
 Nur daß ihn hie und da dercht.

Rehrt dann der bayrische Schwalangschel
 Grad auf ein Wirtshaus wohl zu,
 Gleit laufens all z'samm,
 Jedz Madl möcht ihn ha'm,
 Kannst gar net Geld ha'm gnu, ja gnu,
 Kannst gar net Geld ha'm gnu.

Auch die lustigen „Attoleristen“- und Kanonierlieder sind sehr bekannt. Man irrt sich aber, wenn man meint, daß diese Lieder nichts als einen derben

*) (Chevaux legers)

Humor aufzubringen vermögen. Vielmehr finden wir oft eine Plastik der Schilderung, deren sich selbst große Dichter nicht zu schämen brauchten. Man höre beispielsweise den folgenden Sang, den ich dichterisch für ganz außerordentlich halte:

Kameraden, was tuts denn so brausen
Übers Feld, daß die Leute ergrausen
Und meinens, die Welt geht zu End?
Da ist ja kein Donnern und Blitzen
Das seints ja mit ihren Geschützen
Die vom Artillerieregiment.

Die Fahrenden lupts wie die Flöhe,
Auf der Proxe, da hauts in die Höhe
Im Galopp jeden Mann einen Schuß:
Heringegen die Reitende figet,
Wenn der Dreck und die Funken ausspriztet,
Im Sattel und lachets dazu.

Hurra hoch! wenn wir kommen geprasselt
Auf den Feind, daß es donnert und rasselt,
Einen Ruck — und auf einmal wirds still.
Aber dann gehts los wie der Teufel,
Und es fragens den Feind, — hast ein Zweifel? —
Die Kanonen mit lautem Gebrüll.

Und wir säumens nicht lang und wir schmeißen
An den Kopf ihm das glühende Eisen,
Bis er winselnd sinkt in die Knie.
Hurra hoch! und die Schlacht ist gewonnen!
Das macht halt mit ihren Kanonen
Die reitende Artillerie!

Es ist nur selbstverständlich, daß diese Lieder getreulich die ganze Soldatenwelt ihrer Zeit widerspiegeln. Da wird mit vielem Humor das Leben in den Kasernen, im Manöver, im Quartier besungen, da gibt es Rekruten-, Grenadier- und Musketierlieder, selbst der Reservemann stimmt in das allgemeine Singen mit ein. Sollte nach Jahrtausenden nichts vom 19. Jahrhundert übrig geblieben sein als seine Soldatenpoesie, so würde doch der dann lebende Kulturhistoriker sich von dem ganzen Kriegswesen unserer Zeit, seiner Organisation, Taktik und Strategie, eine gute Vorstellung machen können, und der Historiker würde auch ein Stückchen Kriegsgeschichte schreiben können, weil die Lieder auch von Helden und Schlachten singen, von Napoleon dem „Erzkujon“ und „Schustergesellen“, von Herzog Ols und General Wrede (1812), von den Düppelschanzen und von dem Ringen auf Sedans Höhen. Die Zahl der Lieder ist Legion und es gibt keinen Dialekt und kein Platt in deutschen Landen, in dem es nicht auch Soldatenlieder gäbe. Der Frieden schafft diese Poesie ebenso wie der Krieg und nur einen Augenblick gibt es, wo der Krieger all seine schönen Lieder vergißt, das ist die große Stunde der Erregung, wie wir sie in den ersten Augusttagen des vergangenen Jahres erlebt haben, die Stunde der Absage an den Feind und der großen Zusage an das Vaterland. Dann verschwinden mit einem Schlage all die Schwalangschers-, Musketier-, Kanonier- und Jägerlieder, da denkt keiner mehr an Kasernen- und Manöverfang, keiner mehr an Regiment und Waffe, sondern wie im Herzen des Kriegers dann nur für eine Empfindung Raum ist, so ist auf seinen Lippen auch nur Raum für einen Sang, den Sang des ganzen Volkes. Die Nationalhymne, obgleich nicht das Lied eines Namenlosen, wird in solchen Stunden zur kriegerischen Volkspoesie schlechthin, an ihre Seite treten alte Lieder wie „Die Wacht am Rhein“ oder „Auf, auf zum Kampf!“

die die Zeit wieder lebendig macht. So ziehen sie hinaus, um das Sonnengespann der vaterländischen Geschichte vom Abgrund zu reißen und durch Hingabe ihres Lebens emporzuführen auf goldene Bahn.

* * *

Es gilt nun noch kurz das Bleibende im Wechsel der geschichtlichen Erscheinungen zu betrachten, dasjenige, was unabhängig von der Zeit aller Kriegspoesie schlecht hin gemeinsam ist, das rein Soldatische, das zu allen Zeiten das Kriegerherz bewegt hat, ob es unter dem Wams des Frundsbergischen Landsknechts, dem Kürass des Wallensteinschen Reiters, den Schnüren des Ziehnhusaren, oder der Felduniform eines Helden von Sedan schlug. Diese Betrachtung ist sogar unerlässlich, weil sie zusammenfällt mit der letzten Frage, die heute zu stellen ist, der Frage nach den sittlichen Werten unserer kriegerischen Volkspoesie.

Da ist es denn zuerst die ewig alte, ewig junge Liebe, die Liebe zu Schätzlein und Soldatenbraut, die wie eine Rose den Strom der Volkslieder hinabschwimmt von alten Zeiten bis auf diesen Tag:

Anstatt deiner schönen Gestalt
Wein apfelgraues Roß ich halt'
Frisch auf! frisch auf! frisch auf!
Es gehet mit mir in den Tod
Und trägt mich oft aus mancher Not
Durch sein Großmütigkeit.

Für deinen süßen, roten Mund
Küß ich die bleierne Kugel rund:
Frisch auf! frisch auf! frisch auf!
Für deine zarten Fingerlein
In meinen Händen sind gemein
Der Degen und Pistol.

So sang der Landsknecht vor seiner Liebsten Thür. So singen noch heute die Soldaten, wenn sie hinausmarschieren und beim Brummen der Kanonen gedenken sie noch des Schätzchens daheim. Oft aber lautet das Liedchen auch auf eine andere Tonart:

Soldaten sind lustig,
Soldaten sind gut,

Sie belügen und betrügen
So manches junge Blut.

Dann findet man den leichtsinnigen Rehrreim der Wankelmütigkeit immer wieder:

Nun setz ich mich aufs Pferdchen
Und trink ein Gläschen köhnen Wein
Und schwör's bei meinem Wärtchen,
Dir ewig treu zu sein:
Geh du nur hin, ich hab mein Teil,
Ich lieb dich nur aus Langeweil;
Ohne dich kann ich schon leben,
Ohne dich kann ich schon sein.

Du glaubst, du wärst die Schönste
Wohl auf der ganzen Welt, ja Welt,
Und auch die Angenehmste,
Ist aber weit gefehlt:
Geh du nur hin, ich hab mein Teil,
Ich lieb dich nur aus Langeweil;
Ohne dich kann ich schon leben,
Ohne dich kann ich schon sein.

Wer aber will da mit dem Soldaten rechten oder ihn gar mit dem Maßstab sittenstrenger Lebensauffassung messen, wenn er einmal die traurige Rehrseite der Medaille betrachtet hat. Das ganze Leben des Soldaten — und das ist das zweite durch alle Jahrhunderte wiederkehrende Motiv — ist auf Scheiden und Meiden gestellt:

Nun ade, herzlichster Vater,
Nun ade, so lebe wohl!
Willst du mich noch einmal sehen,
Steig hinauf auf Bergeshöhen,
Schau hinab ins tiefe Tal,
Siehst du mich zum letzten Mal.

Nun ade, herzlichster Bruder,
Liebste Schwester, lebe wohl!
Konnten wir uns nicht vertragen,
Muß ich jetzt mein Leben wagen,
Drum ade, so lebet wohl!

Nun ade, herzlichste Mutter,
Nun ade, so lebe wohl!
Hast du mich in Schmerz geboren,
Zum Soldaten auserkoren?
O du armes Mutterherz!

Nun ade, herzlichstes Mädchen,
Nun ade, so lebe wohl!
Weil ich jetzt von dir muß scheiden,
Für das Vaterland zu streiten,
Liebster Schatz, verzage nicht!

Soldat sein hieß und heißt nichts anderes, als aus seinem Leben herausgerissen werden. Der Dienst schon treibt ihn von Ort zu Ort, und der Krieg wirft ihn in fremde Länder. Und wie oft, wenn er heimkehrt, hat ihm die Liebste inzwischen die Treue gebrochen:

Was brauch ich denn dir zu gefallen,
Ich hab ja schon längst einen Mann;
Der ist ja viel schöner und feiner,
 Zu, ja, und feiner,
Von Herzen gefallet er mir.

So muß er das Bitterste der Liebe kosten, ihr Flüchtiges und nicht ihr Bleibendes, und es ist verständlich, wenn ihm, der so auf die Stunde gestellt ist, schließlich auch die Liebe zum flüchtigen Genuß der Stunde wird.

Es ist das alte Lied, das uns schon aus der Landsknechtspoesie entgegenhallte: herausgehoben aus der Welt von Bürger und Bauersmann, ist der Soldat gezwungen, sich eine eigene Welt zu zimmern, ein neues Leben und eine neue Luft. Daß dies Leben nur ein freies, eigenmächtiges Leben sein kann, ist dem nicht zu verargen, der ein Leben hinter sich lassen muß, um das zu werden, was er ist. Weit entfernt, ein abfälliges Urteil zu begründen, zeugt es vielmehr von dem sittlichen Schwung der kriegerischen Volkspoesie, daß vom ersten bis zum letzten, vom ältesten bis zum neuesten Lied dieser herzerfrischende Hauch der Freiheit weht, der dem Schmerze Valet sagt und ein Leben dem Tode entgegen zum frohen Leben macht. Freiheit, das ist das dritte Leitmotiv der kriegerischen Volkspoesie.

Das vierte, das sogar eine sittliche Höhe bedeutet, ist das Motiv vom guten Kameraden, das seit ältesten Zeiten immer wiederkehrt. Jedesmal, wenn der Landsknecht an sich selber denkt, denkt er auch an den Herzbruder an seiner Seite. Die Freude am Kameraden versüßt dem Soldaten das Schwere seines Standes. Im Kugelregen sieht er seitwärts, wo der andere geht. Die Tragik des neben ihm Fallenden, die Umland so herrlich nachempfunden hat, das Liegenlassen der Verwundeten beim Sturm oder bei der Flucht, der Anblick des Schlachtfeldes nach geschlagener Schlacht, das ist es, was dem Soldaten zu allen Zeiten am härtesten an die Nieren gegangen ist:

Bruder, ach, Bruder, ich bin ja geschossen,	Bruder, ach, Bruder, ich kann dir nicht helfen,
Eine Kugel, die hat mich getroffen.	Helfe dir der liebe, liebe Gott,
Geh und hole mir den Feldarzt her,	Heut oder morgen marschieren wir fort.
Ob mir vielleicht noch zu helfen wär.	

So sang vor kaum zwanzig Jahren ein deutscher Soldat auf Chinas Erde. Aber schon vor zweihundert Jahren sang ein anderer:

Ach, Bruder, jetzt bin ich geschossen,	Ach, Bruder, ich kann dich nicht tragen,
Die Kugel hat mich schwer getroffen,	Die Feinde haben uns geschlagen,
Trag mich in mein Quartier,	Helf dir der liebe Gott;
Tralali, tralalei, tralala,	Tralali, tralalei, tralala,
Es ist nicht weit von hier.	Ich muß marschieren in den Tod.

Und vor drei Jahrhunderten klagte ein braver Kriegsmann:

Wenn man geschlagen hat,
Dann klaget mancher Soldat:
Ich hab verloren mein Kamerad.
Wie tu ich ihm doch,
Daß ich noch
Dergestalt
Einen anderen möcht bekommen bald.

Liebe, Scheiden und Meiden, freies Leben und der gute Kamerad: damit haben wir das Instrument des Soldaten durchgeprobt, — bis auf eine Saite, die noch übrig ist. Diese eine und letzte, die dunkelste, aber auch die großartigste, die durch alle Zeiten dröhnt und gewissermaßen den Orgelpunkt aller kriegerischen Volkspoesie darstellt, das ist der Tod „auf grüner Haid im freien Feld“:

Wann der Feind überwunden ist,
Reucht man dem Läger zu,
Sieht man, was übrig ist zur Frist
Und hat die Weil kein Ruh;
Erst geht das Klagen an:
Wo ist blieben mein Gespan?
Wir haben
Begraben
Ihn funden tot allein:
Hilft nichts! Es ist einmal gewiß,
Es muß gestorben sein!

Wie oft ist in der Geschichte der Menschheit das Leben durch den Tod interpretiert worden. Plato hat der Philosophie keine höhere Aufgabe zu setzen vermocht als die, ein Studium des Todes zu sein, und Millionen gläubiger Seelen sehen noch heute nichts anderes im Tode als einen Durchgang zum wahren Leben. Sie sagen dem Leben Nein und dem Tode Ja. Dann gibt es wieder Kinder der Welt, die es mit dem alten Salomo halten und sagen, daß das Licht süß sei und schön den Augen, die Sonne zu sehen.

Die Philosophie des Soldaten, wie sie sich in seinem Liede spiegelt, ist eine ganz eigene Philosophie. Wie sein Leben herausgehoben ist aus dem Leben ruhigen Bürgertums, so ist auch seine Philosophie emporgehoben über alle Philosophie: auch er interpretiert sein Leben durch den Tod, aber nicht, weil der Tod ihm ein neues, besseres Leben eröffnet, sondern weil es der Tod zu Tausenden ist, der einzige Tod, der kein Scheiden, sondern ein Beisammensein bedeutet:

Kein schöner Tod ist auf der Welt, Als wer vorn Feind erschlagen Auf grüner Haid im freien Feld Brauchst nicht hören groß Wehklagen:	Im engen Bett sonst einer allein Muß an den Todesreihen, Hier findet er Gesellschaft sein, Fallen mit wie Kräuter im Maien.
-----------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------	--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------

Das ist der Triumph aller Lebensbejahung, die nur noch durch den Vaterlandsgedanken eine Erhöhung erfahren hat. Dieser Tod ist nicht mehr ein Problem, das durch den Ausblick auf ein anderes Leben seine Deutung erhält, sondern hier interpretiert sich der Tod durch sich selbst und erhält dadurch einen eigenen Sinn und unvergleichlichen Wert:

Sterb ich als braver Held, —
Sterben ist mein Gewinn,
Daß ich als braver Soldat
Vorn Feind geblieben bin.

Damit erhebt sich die Soldatenphilosophie zu den Höhen der Menschheit, wo die Heroen wohnen, und uns, den Zurückbleibenden, die die Füße unter den warmen Herd strecken dürfen, bleibt nichts übrig, als uns zu beugen vor dem Heldentum unserer Tapferen und neidisch am Wege zu stehen, wenn wir sie reisergeschmückt hinausziehen sehen mit dem fröhlichen Sange:

Es gibt nichts schöneres auf der Welt,
Nann auch nichts schöner sein,
Als wenn Soldaten zieht ins Feld,
Wenn sie beisammen sein.

Wenns blitz, wenns donnert und wenns kracht,
Das Blut fließt rosenrot,
Wenns Blut von unsern Säbeln fließt,
Dann haben wir frohen Mut.

Wie mancher gute Kamerad
Muß bleiben in dem Streit,
Wir Deutschen fragen nichts danach,
Wir sind dazu bereit.

Den Leib begrabt man in die Gruft,
Der Ruhm bleibt auf der Welt!
Die Seele schwingt sich durch die Luft
Ins blaue Himmelszelt.

* * *

Eine Frage bleibt: wie steht es mit der kriegerischen Volkspoesie unserer großen Tage? Diese Frage ist nicht zu beantworten, weil wir die Poesie des gewaltigen Kampfes, den wir heute erleben, noch nicht kennen. Es ist ja nicht die Poesie der Zeitungen und literarischen Blätter, die wir täglich zu lesen bekommen, sondern die Poesie der Namenlosen, die auch namenlos und ungeschrieben bleibt, bis einmal einer kommt, der sie den Soldaten ablauschen und zu Papier bringen wird. Lesen werden wir sie spät, hören werden wir sie bald nach dem Kriege. U wird die Poesie der Schützengräben sein mit der langen Wacht ihrer Tage und Nächte, die Poesie der Flieger, die übers blaue Weltmeer fliegen, und die Poesie der Unterseeboote, die mit Hai und Rochen um Korallenriffe huschen. Es werden auch wieder Helden besungen werden und Namen werden fortleben.

Was aber den dichterischen und sittlichen Wert dieser Poesie anlangt wird, so brauchen wir nicht bange zu sein, sondern können uns ruhigen Herzens dem Troste hingeben, der aus den herrlichen Worten Eichendorffs quillt und der uns auch gleichzeitig für die bittere Zeit ein Trost sein mag und eine Hoffnung, daß eisernen Zeiten goldene folgen werden:

Es haben viel Dichter gesungen
Im schönen deutschen Land,
Nun sind ihre Lieder verklungen,
Die Sänger ruhen im Sand.

Aber so lange noch kreisen
Die Stern' um die Erde rund,
Tun Herzen in neuen Weisen
Die alte Schönheit kund.

Im Walde da liegt verfallen
Der alten Helden Haus,
Doch aus den Toren und Hallen
Bricht jährlich der Frühling aus.

Und wo immer müde Fechter
Sinken im mutigen Strauß,
Es kommen frische Geschlechter
Und sechten es ehrlich aus.



* * *

* * *